

Bernhard Bauser

DADA

kul-ja! publishing





Foto: Peter Wolf, © Bernhard Bauser



Bernhard Bauser wurde 1961 in Köln geboren und lebt heute in Hanau. Er schreibt Erzählungen und Romane, tat sich aber bisher vor allem mit Lyrik und spoken word hervor. Seit 2007 ist sein YouTube-Kanal *bauser-you* mit Künstlervideos und Poetry-Clips aktiv. 2016 mitbegründete er einen literarischen Salon in Seligenstadt bei Frankfurt. Seit 2022 ist er Vorsitzender des hessischen Verbandes deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller (VS in ver.di).

Bernhard
Bauser

DADA

Roman



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage September 2025
Originalausgabe
© 2025 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,
nur echt mit dem Kulibri.

www.kul-ja.com

Pflichtangaben gemäß GPSR:

kul-ja! publishing
An der Auenschanze 11
D-99089 Erfurt
E-Mail: mail@kul-ja.com

Sicherheitshinweis entsprechend
Art. 9 Abs. 7 S. 2 der GPSR entbehrlich

Nachhaltig gedruckt in der EU

ISBN: 978-3-949260-48-3

Nacht, Raum, Entscheidung

Die Welt entspringt diesem Gitter. Diesem winzigen Schutzgitter des Mikrofons, das über mir hängt. Popschutz entfernt, Schaumstoffhülle abgestreift. Das nackte, metallene Gerät entlässt meine Welt aus sich.

Es ist spät, und, keine Diskussion, morgen wieder Schule, der Bus schließt Punkt sechs fünfzehn die Falttüren und rollt aus der Bucht. Nicht wieder aus Zeitdruck zur Haltestelle gefahren werden. Meine Mutter in ihrem Zustand, das ist nicht zumutbar. Das wird nie mehr funktionieren. Abends also muss der Schüler, ich, halb zehn, spätestens zehn im Bett sein. Keine Musik mehr. Kein Klang mehr schon seit über einem Jahr in dieser Wohnung.

Tagsüber in meinem Zimmer kann ich es einmal nicht lassen. Das Radio dauernd an, seit ich es geschenkt bekam, warum soll das plötzlich nicht mehr gelten? Ich in meiner Welt, erledige Hausaufgaben, und die Musik dudelt.

Die Mutter ruft: »Das war mein Leben«, als wir den Krankenhaushügel hinunterfahren und der Vater gestorben ist. Mein Vater, ihr Jörg. Die Welt meiner Mutter ist vor allem eins: Stillstand. Bleierne Trauer erfüllt die Wohnung seitdem.

Die Tür geht auf, vorsichtig, es ist kein entrüstetes Türaufreißen. Die Mutter steht im Raum, und wie sie es sagt, schiebt die pubertäre Gegenwehr auf, nein, lässt sie ganz verschwinden:

»Bitte mach das aus. Ich kann es einfach nicht hören.«

Was tun mit meinem Wachsein in der Nacht? Lesen und abwarten, bis es elf ist in meiner Höhle. Ein Stockbett, doch oben schlafe ich schon lang nicht mehr. Bin selbst das Geschwisterchen geworden, das unten schlafen sollte, wozu es nie gekommen ist. Der Lattenrost über mir stellt sich als praktisch heraus. Mikrokabel durchgezogen, Miniklinke in die Kopfhörerbuchse des Radios, das auf dem Nachttisch steht. Der Klang, der sich sonst satt und rund im Zimmer ausbreiten würde, ihm entweichen würde, bleibt jetzt piepsig und völlig ohne Tiefen, ohne Bässe. Das Mikro baumelt an meinem Ohr, ich spüre, wie die Membran sich hebt und senkt, wie sich der Sound in mir selbst weitet und dem Zimmer nicht entweicht.

Fast völlige Dunkelheit, einzig Laternenlicht dringt durch die Rollladenritzen und wirft ein paar Punkte an die gegenüberliegende Wand. In der Nische zwischen Tür und Schrank das Kruzifix als Schemen zu erkennen. Schau ich in der Dunkelheit lange darauf, beginnt sich der blasse, magere Leib zu bewegen. Kleine, unscheinbare Zuckungen, die sofort aufhören, sobald ich sie fixiere. Das ist nicht die Instanz, zu der ich bete, so eng ist die Beziehung zum Leidensmann nicht. Bete ich noch? Ich weiß es nicht.

Immerhin hat mich das Kreuz eine Freundschaft gekostet. Es hängt dort vielleicht nur noch aus Trotz. Aus heiterem Himmel fängt Jochen, Nachbarsjunge und »bester Freund« bis dahin, bei einem Besuch damit an, über das Götzenbild, wie er es nannte, herzuziehen. Ein Zeichen der Gottlosigkeit. Mir ist schon klar, mein Vater wird nicht zu den auserwählten 144 000 gehören, die nach ihrem Tod und der Apokalypse das Licht des Herrn erblicken dürfen. Aber ein Gott, der eine solche unbarmherzige Auswahl trifft, ist mir sowieso egal.

Ich drehe das Radio auf dem Nachttisch halb in Richtung des Fensters mit seinen Lichtritzen, um in der Dämmerung die Senderskala erahnen zu können. Nur jetzt nicht die Lampe anknipsen! Danach würde ich im Schwarz der Nacht nichts mehr erkennen. Und durchs Mattglasfenster über der Tür zum Flur würde ich signalisieren, da ist noch jemand wach, obwohl er längst schlafen sollte. Und er wird garantiert müde sein am nächsten Morgen.

AFN bringt Jazz nach 23 Uhr. »Sit down, relax and listen to the music of ...«, lautet das Mantra meines Stockbett-Exils. Hier wird alles gesendet, was es in der großen weiten Musikwelt sonst noch zu entdecken gibt, abseits von Pop, der tagein, tagaus die Radiosender überschwemmt, von Schlager gar nicht zu reden, dem ich mit SWF 3, meinem üblichen Tagsüber-Sender, sowieso aus dem Weg gehe. Nachts um elf auf AFN, dem amerikanischen Soldatensender, läuft Blues, Rhythm and Blues, Jazz, Funk, Jazzrock. Zu Beginn der Sendung nennt der Sprecher mit sonorer, entspannter Stimme einige Namen von Musikern und Bands, deren Musik dann die Stunde füllt. Keine Zwischenansagen. Sit down and relax! Diese Stimme! So ein langsames, entspanntes Sprechen, so eine tiefe Stimme, sonst nirgends zu hören in der schrillen, pseudogutgelaunten deutschen Radiowelt.

Meine Gutenachtmusik. Wie eine Infusionslösung träufelt sie vom zweckentfremdeten Mikro ins Ohr, breitet sich im Kopf und von dort aus wohlig im ganzen Körper aus, der schon fest eingewickelt ist für die Nacht. Die Füße werden warm, und nach einer halben, dreiviertel Stunde befreie ich meinen Arm nochmal aus der schützenden Hülle, um den Abschaltknopf zu erreichen.

Tröstlich und erstaunlich, dass das Leben weitergeht nach

diesem ungeheuerlichen Ereignis. Die meisten meiner Schulkameraden wagen nicht, mit mir darüber zu sprechen. Äußerlich gehen unsere Pausen- und Freizeitbeschäftigungen weiter wie immer. Die Jungs in der Klasse spielen Skat, so oft es geht. Im Klassenzimmer kabbeln sich mein Sitznachbar und ich mit unseren Vordersitzerinnen, wenn es zum Beispiel darum geht, im Herbst oder Winter das Fenster neben uns auf Kipp zu stellen oder nicht. In den kleinen Pausen kicken wir im Klassenzimmer wie blöd mit dem Tennisball zwischen den letzten Bänken und der Rückwand. So lange, bis wieder mal die Plastikwandsteckdose zu Bruch geht und wir die Folgen, sprich die Rechnung, zu tragen haben. Zusätzlich eine Stunde nachmittags Müll aufsammeln mit der Müllzange, die uns der Hausmeister der Schule stirnrunzelnd überreicht:

»Ihr schon wieder?«

Dietrich der einzige, der am ersten Tag, als ich wieder in der Schule erscheine, während der großen Pause meine Nähe sucht. Er holt mich ein, als ich mit hängendem Kopf im Innenhof des Schulgebäudes am Musikraum vorbeitrotte. Gut geht es mir, gebe ich Auskunft, es gebe ja auch viel, worum sich zu kümmern sei. Die Beerdigung, die Feier danach, die Blumen, die Karten, die Einladungen, die Zeitungsanzeige, die ganzen Papiere, die Versicherungen. Und die Mutter fragt bei allem, was zu entscheiden ist, auch mich, sie kennt sich ja auch nicht aus.

Wir schlendern den Durchgang entlang, am Schulbrunnen vorbei, der nie in Betrieb ist, in Richtung Außengelände, wo wir mitten auf der Betonfläche zwischen Hauptgebäude, Turnhalle und Hausmeisterwohnung stehen bleiben. Aufgekratzt rattere ich Dietrich die Liste der Erledigungen runter. Er kommt erst am Ende der Pause dazu, mich zu loben, wie

gut ich das alles meistere. Ich meistere nicht, ich quassle mir das Entsetzen vom Hals.

Zu Hause empfängt mich ein leeres Treppenhaus, ein leerer Flur, ein leeres Esszimmer. Das Mittagessen für mich ist zubereitet und steht samt frisch angemachtem Salat auf dem Esszimmertisch. Nur ein Teller. Ich rufe ein »Hallo« in die Wohnung, eine Antwort bleibt aus. Schließe die Tür. Die Schlafzimmertür nur angelehnt, sie klappert. Kühl ist es in der Wohnung, die Heizung nur minimal aufgedreht.

Meine Geräusche: wie ich den Ranzen vom Rücken nehme, die Jacke an den Haken hänge, die Schuhe abstreife und unter den Schuhschrank stelle, dieser Sound eines zu Hause ankommen Schülers breitet sich in der stillen Wohnung aus, als wären die Räume durstig danach, durstig nach Klang.

Beim Essen betrachte ich das aufgeräumte Wohnzimmer. Das neue Ledersofa hinter dem Sideboard, das als Raumteiler dient. Es riecht nach neuem Leder. Eine der letzten Anschaffungen der noch vollzähligen Familie. Der neue große Couchtisch mit der Rauchglasplatte, ohne jeden Kratzer.

Ich koste vom Mittagessen, stochere auf dem Teller herum. Dann der Gang über den Flur, auf die Schlafzimmertür zu, voller Bangigkeit. Ich drücke die Tür auf.

»Hallo?«

Die Rollläden sind bis auf ein paar Schlitze herabgelassen. Grelle Tageslichtstreifen im dunklen Raum. Die Mutter liegt abgewandt im Doppelbett, auf der Seite meines Vaters, bis zum Hals in seine Decke gewickelt, und röhrt sich nicht. Ich lege mich zu ihr, schmiege mich an ihren warmen Rücken und bleibe liegen. Manchmal bebt ihr Leib, manchmal schnieft sie oder schnäuzt sich in ein Taschentuch. Die Tür habe ich vergessen, sie steht sperrangelweit offen, ein Luft-

zug und die Tageshelligkeit dringen unangenehm ins Zimmer. Aber es wäre mir jetzt peinlich, noch einmal aufzustehen, wo ich doch gerade tröstend meinen Arm auf ihre Schulter gelegt habe.

Dieses warme Bündel Mutter und Sohn im kalten dunklen Raum. Dieses düstere Schlafzimmer in einer stillen, nach Geräuschen dürstenden Mietwohnung. Diese viel zu leere Mietwohnung in einem Mehrfamilienhaus an einer Straße, auf der leere Lastwagen in Richtung Steinbruch rumpeln und gefüllte Lastwagen Kies und Felsbrocken zu den Baustellen der Umgebung wuchten.

Dieses Haus und diese Lastwagenstraße an einer Straßengabelung, wo eine uralte zweistämmige Linde bald auseinanderbricht, weil einer der beiden Stämme morsch ist. Diese Gemeindefeuerwehr, die den Baum samt gewaltiger Krone zersägen und abtransportieren wird. Dieses Haus, diese Straße, dieser Baum, diese Gemeindefeuerwehr in einem mittelgroßen Dorf in Süddeutschland, wo es nichts gibt außer der Nähe zu einer mittelgroßen Stadt, und auch dort gab es nichts Besonderes außer der Nähe zu einer noch größeren Stadt, die auch nichts Besonderes ist.

»Sit down, relax and listen to the music of Miles Davis.«

Nur ein Name am Anfang der Stunde. Habe ich richtig gehört? Gerade bin ich noch damit beschäftigt, mich in die Kopfkissenkuhle einzustufen, so dass das Mikroschutzgitter, aus dem mein nächtliches Leben fließt, in optimaler Höhe über meinem Ohr schwebt. Doch, nein, es ist nur ein Name, Miles Davis, und der Sprecher spricht ihn gedehnt, mit dunkler Stimme aus, als sei dieser Miles Davis sein engster Kumpel, mit dem er durch dick und dünn geht.

Plötzlich hellwach. Keine Musik, sondern Raum, Orte.

Ich liege unter dem Lattenrost des leeren oberen Betts, Raufasertapete an den Wänden, Dunkelheit und ein Jesus, der leise die Glieder regt und mich beobachtet. Aber ich schlendere durch eine amerikanische Großstadtstraße. Häuserblocks türmen sich auf. Zerfetzte Zeitungen am Bordstein, aus den Gullys steigen schiefe Dampffahnen auf, flache Limousinen reihen sich am Straßenrand. Eine Millionenstadt und doch Raum, Raum zwischen den Blocks unter einem pechschwarzen Himmel. Und Raum auf einer kaum beleuchteten Bühne. Keine Musik, sondern Instrumentalisten, die über Klang nachdenken. Wie sie den Raum und die Stille gestalten, wie sie Sounds und Klänge erfinden, die nur dem einzigen Zweck dienen, dass der Raum und die Stille fortbestehen.

Dietrich weiß viel über »Miles«, wie er ihn nennt.

»In meiner Band fehlt noch ein Bassist, willst du einsteigen?«

Ich erinnere mich an sechs Jahre Flötenunterricht, zu dem ich mich mit wachsendem Unmut schleppen. Dann höre ich frustriert auf. Angewidert von Klassik, die kein Feuer in mir entfacht.

»Ich kann doch nichts.«

Dietrich lächelt: »Wirst es schon lernen.«

Zwei Jahre und viele Auftritte später wandern Dietrich und ich durch Strauchwälder und über kahle Hochebenen in der feuchten Sommerhitze Korsikas. Die stechende Sonne und die Schulterriemen unserer Rucksäcke piesacken uns. Schlecht gelaunt trotte ich mit gesenktem Kopf hinter Dietrich her.

»Wenn du mal sauer bist!«, beschwert sich Dietrich, denn ich vermiese mit meiner Stimmung schon seit Stunden unseren Urlaubstag.

Leise murrend gebe ich ihm recht. Ich bin unausstehlich,

aber wie komme ich raus aus dem selbst geschaffenen Stimmungsgefängnis? Ich denke an Miles' Raum. An den Raum, den diese Musik mir geöffnet hat. Du kannst dich nach da und dort, oben oder unten, rechts oder links begeben in diesem Raum. Du bist nicht der Sklave deiner Launen. Positioniere dich. Mach dich nicht abhängig von der Tagesform. Im Kleinen vielleicht, bist ja kein Stein. Es wird lustige und traurige Momente geben. Aber in den großen Fragen bleibst du der Herr im Haus. Mies gelaunt oder heiter, Nervensäge oder Motivator, selbst entscheiden oder andere über dich entscheiden lassen: deine Entscheidung.

Ich bin stehen geblieben. Es gibt diese Schlüsselmomente. Jetzt ist so einer. Ich knarze mit den Wanderschuhen im Rollsplitt am Straßenrand.

»Sorry, du musst was ertragen mit mir«, murmele ich.

Dietrich ist ein paar Schritte vorausgelaufen. Er hört es kaum, aber der Klang meiner Worte dringt durch die flirrende Stille dieses Vormittags auf Korsika. Er dreht sich um.

»Das kannst du laut sagen.«

Ich lache, setze mich wieder in Bewegung, schließe schnell zu ihm auf.

»Na, fertig mit der Miesmacherei?«

Ich klopfe ihm auf die Schulter, und wir setzen unseren Marsch in der glühenden Hitze fort.